

O-Ton Sofya Mulik:

Ich bin Sofya Mulik, ich bin 18 Jahre alt, und ich bin Schülerin an einem Gymnasium, mache gerade mein Abitur. Also ich habe für mich zum Beispiel entschieden, dass es besser für mich ist, eher liberal zu leben, da ich wirklich alle Gebete selber auch sagen will und so ein wichtiger Teil dieser Gemeinschaft sein will.

O-Ton Jana Roth:

Ich bin hier in Köln geboren, bin hier aufgewachsen, habe – ich glaube als die sechste – hier in der Gemeinde meine Bat-Mitzwa haben können, ich habe hier geheiratet, meine Kinder bekommen. Und zwei von den dreien hatten auch schon ihre Bat-Mitzwa. Ich denke schon, dass wir zum religiöseren Kreis gehören. Ja, so bisschen was wie modern orthodox.

O-Ton Anat Goldberg:

Mein Name ist Anat Goldberg und ich bin Hebamme. Also generell bin ich halt eher traditionell, weniger religiös. Wir begehen die Feiertage, weil das ganz klare Strukturen sind und das versuche ich halt den Kindern mitzugeben. Im Beruf spielt das gar keine Rolle.

O-Ton Reut Shemesh:

Ich bin Reut Shemesh. Ich wohne hier in Köln, ich komme aus Israel. Ich bin in Israel auch aufgewachsen, ich bin eine Künstlerin, ich mache Tanz, Choreografie. Ich habe auch hier an der Kunsthochschule studiert. Meine Arbeit beschäftigt sich schon mit meinem jüdischen/israelischen Hintergrund, auch mit der Rolle der Frauen in unserer Kultur. Meine Familie ist halb orthodox, halb säkular und ich wollte mich einfach mit dem Thema beschäftigen.

Autorin:

Künstlerin, Hebamme, Einzelhändlerin und Schülerin – vier Frauen, die in Köln bewusst und selbstbewusst jüdisch leben.

O-Ton Jana Roth:

Ich bin stolz, jüdisch zu sein, und ich lebe das absolut durch und durch.
Aber ich muss es nicht jedem auf die Nase binden. Und es steht mir auch nicht auf die Stirn geschrieben, würde ich sagen.

Autorin:

Auch im Radio möchte die orthodoxe Frau ihren Namen nicht hören. Wir nennen sie hier Jana Roth.

O-Ton Jana Roth:

Von daher, finde ich, kommt man auf die Art und Weise ganz gut durchs Leben. Auch religiös, auch mit allen Vorschriften, die eine jüdische Frau hat und dazu gehören ja viele Dinge.

O-Ton Anat Goldberg:

Da gab's nie eine Frage, ob man das ist oder nicht, sondern das war einfach schon immer da und immer klar. Also, das stand nie zur Debatte. Oder dass man irgendwas anderes sein möchte oder sein könnte. Ich würde sagen, das wurde mir von der Familie mitgegeben, obwohl ich nicht besonders religiös erzogen worden bin, wir sind schon als Kinder auch in die Synagoge gegangen – nicht ständig, aber wir haben alle Feste gefeiert und ich hatte auch Religionsunterricht. Jüdischen.

Autorin:

Jüdisch ist man einfach – wie sie es lebt, das entscheidet jede Frau für sich. Manche wie Anat Goldberg und Reut Shemesh, pflegen Traditionen, feiern die Feste, leben aber sonst ganz weltlich, säkular, andere wie die junge liberale Jüdin Sofya Mulik befolgen religiöse Speisegebote oder wie die modern-orthodoxe Kölnerin Jana Roth auch noch die Kleidungs Vorschriften für verheiratete Frauen. Keine Hosen, nur lange Röcke und die Haare sollten bedeckt sein. Sie selbst zählt sich zur modern-orthodoxen Richtung. Es gibt Frauen, die sich strenger kleiden.

O-Ton Jana Roth:

Ich denke, da passt dann das modern ganz gut. Man muss sich ja nicht anziehen und kleiden und gestalten wie man das vielleicht aus dem Shtetl vor Augen hat. Das da nur so eine schwarze Einheitskluft ist. Man kann auch moderne schöne Röcke tragen, das ist überhaupt kein Problem. Das ist wieder das Thema, wo ich selber einen langen Prozess durchlebt habe. Es wurde mir halt mit den Jahren immer wichtiger, das immer korrekter zu machen.

Und ja, das geht auch dahin, dass man irgendwann sagt, ich möchte immer, wenn ich unterwegs bin, eine Kopfbedeckung tragen. Es fällt vielleicht nicht auf – aber es ist so.

Autorin:

Ein schwarzes Stirnband mit dezent eingewebter Spitze rahmt Jana Roths schmales Gesicht, hält einen langen dunkelblonden Pferdeschwanz, der seitlich über die Schulter fällt. Der eigene dunkelblonde Haaransatz ist zu sehen, zarte goldene Ohrringe ebenfalls und eine passende dünne Kette, die die heute unvermeidliche Schutzmaske mit seidigem Oberstoff griffbereit hält.

O-Ton Jana Roth:

Das ist halt, dass wenn man sagt, man trägt tatsächlich eine Perücke, die so modern und angepasst ist, dass es auf der Straße den Kollegen nicht auffällt.

Autorin:

Verheiratete jüdische Frauen sollen nach orthodoxer Auffassung ihr Haar nicht zeigen – höchstens der Ansatz darf vorblitzen. Ein Kopftuch, eine Mütze, ein Hut oder eben eine Echthaarperücke verstecken das eigene Haar und fallen im Alltag den meisten Menschen gar nicht als religiöse Kopfbedeckung auf.

Mode- und Stilbewusstsein verträgt sich gut mit orthodoxem Lebensstil für die Einzelhändlerin, die auch beruflich mit Ästhetik zu tun hat. Berufstätig ist sie seit sie nach dem Abitur ihre Ausbildung bei einem Kunsthändler begonnen hat. Daran haben auch die Heirat und die Geburten der drei Töchter nichts geändert. Die Annahme, dass orthodoxe Jüdinnen unterdrückte Frauen seien, ärgert sie.

O-Ton Jana Roth

Eine jüdische Frau, verheiratete Ehefrau, ist nicht unterdrückt. Die Frau hat eigentlich zu Hause das absolute Sagen. Es ist im Grunde genommen ja die Baalat ha Beit, also die Frau des Hauses. Sie entscheidet über die Kindererziehung. Sie geht arbeiten, sehr viele religiöse Frauen arbeiten. Es ist nicht so, dass die an Haus und Herd gebunden wären. Eine jüdische Frau muss (oder darf) sich im Grunde genommen immer schön machen, kleiden für ihren Mann. Und warum sollte sie das nicht grundsätzlich tun? Und der Mann soll umgekehrt, die Frau, auch entsprechend auf Händen tragen und für sie alles tun. Und da weiß ich nicht, wo die Unterdrückung ist.

Autorin:

Auch die Choreografin Reut Shemesh will mit ihrer Arbeit zu orthodoxen Jüdinnen vor allem zeigen, dass die echten Frauen nicht viel mit Klischeebildern unterdrückter orthodoxer Frauen zu tun haben.

O-Ton Reut Shemesh:

Jede Familie ist anders, das ist sehr schwierig so etwas zu sagen, finde ich. Das hängt ab von den Personen. Und manche Leute sind in so ganz normalen und unreligiösen Beziehungen und sind trotzdem unhappy. Ich glaube, das liegt richtig an der Familie, an den Menschen.

Autorin:

Für ihr Tanzstück „Atara“ hat Reut Shemesh viele Frauen, vor allem in Israel, dazu befragt, was es heißt, heute als Frau jüdisch-orthodox zu leben.

O-Ton Reut Shemesh:

Das Ziel war einfach einander kennenzulernen. Nicht viel mehr als das. Durch die Gespräche und Interviews habe ich mit vielen Frauen geredet und man kann auch sagen, da konnte man viel Ähnlichkeit finden. Und auch viel, viel Bock zu reden, zu teilen und teilzunehmen, keine Frau hat mir Nein gesagt.

Autorin

Eine steht sogar in dem Stück auf der Bühne: Tzipora Nir, eine orthodoxe Jüdin und Tänzerin, die in Israel eine Tanzkompanie für orthodoxe jüdische Frauen gegründet hat. Sie ließ sich ein auf das Abenteuer, in Reut Shemeshs Produktion in Europa aufzutreten.

Die Israelin, Reut Shemesh, ist über ein Tanz und Performancestudium im niederländischen Arnheim nach Köln gekommen. Für ein Masterstudium an der Kölner Kunsthochschule für Medien. Mittlerweile ist sie eine feste Größe in der Tanzlandschaft Nordrhein-Westfalens, erhält Spitzenförderung des Landes. Sie arbeitet unter anderem in den Tanzstudios des Quartier am Hafen in Köln-Deutz zwischen Kunstateliers und Proberäumen von Musikern Ihre künstlerische Arbeit kreiste in den letzten Jahren immer wieder um das Frau-Sein in Israel, im Judentum.

O-Ton Reut Shemesh:

Es ist schon wichtig für meine Arbeit, dass ich mein Eigenes einbringen kann. I am not a scientist; ich kann nicht in Nummern reden. Ich kann nur von meiner Erfahrung reden.

Und das ist was zählt, in meiner Arbeit. Und ich glaube, es ist mir schon wichtig, dass ich kann bringen etwas, das ist mir nah.

Autorin:

Reut Shemesh hat ihre Erfahrungen als Soldatin im israelischen Militärdienst auf die Bühne gebracht. Ihre Recherche zur Rolle der Frau im orthodoxen Judentum hätte sie in der Familie machen können, meint sie. Denn während ihr Vater nicht religiös ist, stammt ihre Mutter aus einer orthodoxen Familie. Sie vermittelte ihrer Tochter die Bedeutung der religiösen Gebote und Traditionen, erzog sie aber nicht dazu, sie einzuhalten. Und die lebt bis heute sehr liberal – anders als ihre Geschwister

O-Ton Reut Shemesh:

Mein Bruder ist orthodox. Und meine ältere Schwester, hat einen Mann, der ist orthodox. Sie wurden eine gemischte Familie.

Autorin:

Für die Künstlerin, die mit dem Körper arbeitet, wurde der Körperkontakt, die Reglementierung des weiblichen Körpers durch die Religion in der eigenen Familie zum Thema. Doch Reut Shemesh ist eine zeitgenössische Choreografin. Und so geht es um Brüche der festgefügt Vorstellungen. Ihr Stück spielt mit Klischees. Drei Mal lange dunkle Röcke, die schwingen, drei Mal glatte, schulterlange Haare, mit Klemmen fixiert. Auf der Bühne drehen sich Drei zusammen oder hüpfen auf einander zu, trippeln hinter einander her.

O-Ton Reut Shemesh:

Ich finde es auch sehr interessant, wenn man nicht weiß, wer war Jüdin, wer nicht. Diese Verwirrung finde ich super interessant, weil das spielt noch mal mit diesen Vorurteilen. Wie soll eine orthodoxe Frau aussehen – wie sieht sie auf der Bühne aus? Die Leute wissen es nicht, wer ist Jüdin und wer nicht.

Danach singt sie und man versteht vielleicht, dass sie israelisch ist und Jüdin und so weiter. Auf den ersten Blick weiß man auch nicht, dass er ein Mann ist, Florian, und diese Verwirrung ist, interessant. Da weiß man nicht, wer ist echt und wer nicht. Und das war auch ein sehr großes Thema, womit ich beschäftigt war in dieser Arbeit.

Autorin:

Nichts ist so, wie es auf den ersten Blick scheint. Unter einer Perücke verbirgt sich ein rasierter Männerkopf – das zeigt sich gegen Ende der Performance, als die Röcke und Perücken in

unterschiedlichen Haarfarben einmal durchgetauscht werden. Was ist orthodox, was ist jüdisch, was ist weiblich? Woran erkennt man es? Und: wer legt es fest?

Shemesh hinterfragt die Stereotypen von freien Rebellinnen gegen jeden religiösen Zwang und orthodoxen Frauen, die von religiösen Vorschriften gegängelt sind. Und sie hat eine elementare Gemeinsamkeit bei sich und den von ihr befragten Jüdinnen gefunden:

O-Ton Reut Shemesh:

Alle sind zuerst mit Liebe beschäftigt, egal ob orthodox oder nicht. Und danach kommen auch viele Fragen von Familie und Kinder, wie will ich leben. Und mit wem und in welcher Art und Weise. Da war schon eine Kreuzung, wo wir uns sehr schnell und einfach getroffen haben.

Autorin:

Familie und Kinder – das ist auch für die jüdische Künstlerin und junge Mutter ein Grund, Feiertage und Rituale wieder häufiger und intensiver zu begehen.

O-Ton Reut Shemesh:

Für mich ist wichtig, ich lese auf Hebräisch, ich schreibe auf Hebräisch, ich zelebriere Feste zu Hause, vorher war das nicht so wichtig: liegt das an dem Kind? Vielleicht, aber auch diese antisemitische Aktion ist mehr geworden, wir müssen das ein bisschen mehr schätzen, ja schätzen und schützen.

Autorin:

Reut Shemesh hat selbst keinen Antisemitismus erlebt, aber die Anschläge der letzten Zeit findet sie beängstigend. In ihrem multikulturellen Kölner Stadtteil würde sie heute vielleicht nicht mehr eine Kette mit Davidstern offen tragen. Da gilt auch im Alltag ihr künstlerisches Prinzip. Nichts muss so sein, wie es scheint.

O-Ton Reut Shemesh:

Sie haben keine Ahnung, dass ich Jüdin bin. Die denken, dass ich Spanierin bin.

Autorin:

Wie die gebürtige Israelin finden auch die orthodox lebende Kölnerin Jana Roth und die liberal denkende Hebamme Anat Goldberg nicht wichtig, nach außen zu zeigen, dass sie jüdisch sind.

O-Ton Anat Goldberg:

Ich muss das nicht nach außen tragen, ich hab's in mir, ich muss das nicht der ganzen Welt zeigen. Das braucht keine gesonderten Merkmale find ich.

O-Ton Jana Roth:

Man muss sich ja nicht unbedingt immer als jüdisch in der Form zeigen. Ich finde nicht, dass das das Wichtigste ist. Wenn man Leuten begegnet, als erstes zu sagen, ich bin jüdisch, du musst das jetzt beachten und bedenken und keine Ahnung was. Ich bin ein Mensch wie du und jeder andere auch. Und ich finde, das ist die Ebene, auf der man ansetzt.

Und dann findet man Unterschiede oder interessante Dinge bei dem anderen. Und man muss den Mitmenschen nicht immer gleich irgendwie immer erst vorhalten „Ich bin jüdisch“, das finde ich nicht wichtig.

Autorin:

Religion ist für die säkulare genauso wie für die orthodoxe Jüdin eine persönliche Angelegenheit. Davon müssen nicht alle wissen. Nicht als Jüdin erkennbar zu sein kann auch vor antisemitischen Anfeindungen schützen. Die religiös lebende Jana Roth, Mutter dreier Töchter sieht da für die Frauen einen Vorteil. Denn Frauen tragen keine Schaufäden, Zizit. Im Gegensatz zu orthodoxen Männern. Sehr Fromme tragen sie auch im Alltag offen, für jeden sichtbar.

O-Ton Jana Roth:

Als wir wussten, dass wir ein Mädchen bekommen haben, war die Sache dann auch klar. Und dann macht man sich auch keine weiteren Gedanken mehr. Wird es jetzt ein Junge, wie würden wir damit umgehen? Natürlich haben wir uns die Frage gestellt, wenn es ein Junge wird... wie läuft das dann mit der Kopfbedeckung? Wie läuft das eventuell mit Zizit, die sie tragen würden? Haben sie damit Probleme? In einer weiterführenden Schule? Wie würden Sie dann da rumlaufen? Müssten sie immer noch eine Käppi darüber ziehen? Würden sie das offen tragen? Da hat man natürlich seine Bedenken.

Autorin:

Weder die religiöse Mutter noch ihre Töchter haben bisher antisemitische Vorurteile oder Anfeindungen direkt erlebt. Auch die Abiturientin Sofya Mulik kennt solche Erfahrungen nur vom Hörensagen

O-Ton Sofya Mulik:

Ich wurde noch nie gemobbt oder noch sonst irgendwas. Aber ich gehe halt trotzdem ziemlich offen damit um, dass ich jüdisch bin und das auch so in sozialen Netzwerken. Und zum Glück habe ich noch nie deswegen Hass erlebt und ich bin auch wirklich dankbar. Aber ich finde, das sollte auch selbstverständlich sein, dass man seine Religion offen zeigen kann.

Ohne gehasst zu werden. Oder sonst noch was. Und vielleicht habe ich einfach Glück mit meinem Umfeld, dass sie halt als wir mit Verständnis damit umgehen. Und wenn ich halt Geschichten von anderen jüdischen Freunden höre, da bin ich auch manchmal sehr schockiert. Und ich trage zum Beispiel meinen Davidstern auch offen. Und noch nie habe ich irgendwas Schlechtes erlebt. Manchmal macht man natürlich so unter Freunden paar Witze oder so. Aber ich meine, so könnte man kann eigentlich über jede Religion reden, solange es nicht wehtut. Solange man nicht beleidigt ist, kann man das immer machen. Man macht das immer und ich finde, das ist auch nicht schlimm.. Also ich hab keinen Antisemitismus erlebt.

Autorin:

Anat Goldberg, die mit 3 Jahren aus Israel nach Solingen zog, hat das in ihrer Jugend auch anders erlebt. Sie erinnert sich gut daran, wie sie als Schülerin das erste Mal Ablehnung wegen ihres Jüdischseins erfahren hat

O-Ton Anat Goldberg:

Ich glaube, das war auch so das erste Mal, dass ich das so nicht ganz verstanden habe, wo ich gefragt worden bin, ob ich denn Deutsche wäre und ich das bejahte. Und dann sagte mir das Gegenüber, es könnte ja nicht sein, weil ich ja Jüdin bin. Und dann sagte ich: na ja, das ist ja eine Religion, das ist ja keine Staatsangehörigkeit. Und aber es darauf beharrt wurde, dass das ja gar nicht zusammengeht. Also entweder man ist deutsch oder man ist jüdisch. Und da ich glaube, das war das erste Mal, dass in der Schulzeit tatsächlich wo mir das bewusst geworden ist, dass ich als was anderes gesehen werde, nur aufgrund des Jüdischseins.

Autorin:

Als erwachsene und berufstätige Frau hat sie das nicht mehr erlebt. Vielleicht meint sie, weil man irgendwann seinen Freundes- und Kollegenkreis hat, sich unter Menschen bewegt, die man kennt. Da sind auch die jüdischen Feiertage kein Problem mehr. Die fallen zwar oft auf Arbeitstage.

Doch die Hebamme gibt einfach bei der Schichtplanung im Krankenhaus an, wann sie nicht arbeiten möchte. Das hat Arbeitgeber noch nie befremdet. Goldberg arbeitet übrigens meist in christlichen Kliniken. Auch im freiberuflichen Teil ihrer Arbeit spielt ihre Religion so gut wie keine Rolle. Wenn sie von jüdischen Frauen als Hebamme gewählt wird, dann meist weil sie gut Hebräisch spricht.

O-Ton Anat Goldberg:

Das ich weiß gar nicht, ob das so ist, weil es jüdisch ist, oder weil die was Israelisches damit verbinden. Also sprich auch mit der Sprache ganz oft sich dann besser fühlen, weil ich halt auch Hebräisch spreche. Und ganz oft sind das Hebräisch sprechende Frauen
Aber kann auch gut sein, dass es mit dem jüdisch sein zu tun hat, weil man einfach so eine Gemeinsamkeit hat, weil man so eine Verbindung hat.

Autorin:

Allerdings gibt es in der Schule ihrer Kinder schon judenfeindliche Vorfälle. Anat Goldberg sucht dann das Gespräch mit den Lehrern.

O-Ton Anat Goldberg:

Also es gibt ganz tolle Lehrer, die auch schockiert darüber sind und die aber auch sofort Eingreifen, beziehungsweise sich sofort überlegen: Wie gehen wir das Problem an? Aber ich hatte durchaus auch schon die Problematik, dass nicht verstanden worden ist, was ich meine, oder dass es runter gespielt worden ist und ich da wirklich sehr vehement erklären musste, dass das nicht in Ordnung ist und dass ich im Prinzip Konsequenzen haben möchte. Dass dagegen was getan wird.

Autorin:

Anat Goldberg erzieht ihre Kinder nicht religiös, aber sie gibt ihnen die jüdische Tradition weiter.

O-Ton Anat Goldberg:

Meine Kinder gehen auch zum jüdischen Religionsunterricht, die hatten beide Bar- und Bat Mitzwa. Und dadurch, dass wir die Feste feiern in der Familie, also auch mit meinen Eltern und Geschwistern.

Autorin:

An den jüdischen Festen schätzt die liberale Jüdin vor allem die Feiern und Rituale in der Familie. Die Atmosphäre und das Gefühl der Verbundenheit, das ihr so wichtig ist, sollen auch ihre Kinder kennen und lieben lernen.

O-Ton Anat Goldberg:

Meistens wird mit vielen Angehörigen gefeiert, es ist immer eine sehr festliche und besondere Stimmung da. Und das würde ich nicht missen wollen. Das ist sehr gesellig.

Es werden viele Geschichten erzählt, zu dem Fest, aber auch so. Es ist immer sehr warmherzig.

Autorin:

Purim, Pessach, Neujahr oder Laubhüttenfest, um die geselligeren Feste zu nennen, gibt es jedes Jahr – auch im laufenden Jahr 5781 des jüdischen Kalenders.

Ein Fest aber erlebt jeder Jude, jede Jüdin nur einmal. Den Eintritt in die religiöse Volljährigkeit. Jungen feiern das mit 13, Mädchen mit 12. Bar, also Sohn oder Bat, Tochter des Gebots, der Mitzwa wird man dann.

Weil sie erst kurz zuvor mit ihren Eltern und Geschwistern von Moskau nach Deutschland gezogen war, hat sie ihre Vorbereitung noch auf Russisch gemacht und ist dann für ihre Bat Mitzwa, ihren ersten Aufruf zur Torah, mit der ganzen Familie nach Moskau zurück gereist. Anders als in orthodoxen Gemeinden werden in liberalen jüdischen Gemeinden auch Mädchen zum Vorlesen der Torah im Gottesdienst aufgerufen. Sie stehen vor der geöffneten Pergamentrolle und tragen die hebräischen Worte in einem Sprechgesang vor. Das braucht Vorbereitung.

O-Ton Sofya Mulik:

Ich war so nervös. Man kann das auch auf den Aufnahmen sehen. Vor allem, vor den Menschen vorzutreten, die ich mein ganzes Leben lang schon kenne und die so begeistert für mich sind. Natürlich hat man so wirklich Angst, und ich glaube, meine Eltern waren auch sehr nervös. Zum Beispiel als ich, die Torah halten dürfte, die war sehr schwer, und mein Vater musste mir die geben – und ich habe die vielleicht fünf Sekunden gehalten. Weil mein Vater Angst hatte, dass das zu schwer für mich wird. Und man stottert auch, weil man den Text vergessen hat. Aber ich hatte zum Glück einen sehr guten Kantor. Und einen guten Rabbiner, der mir wirklich geholfen hat. Und allgemein habe ich gesehen, dass alle meine Freunde, alle Verwandten wirklich begeistert sind und mich unterstützen.

Und das hat mich wirklich sicherer gemacht. Aber tatsächlich... vor allem, wenn man zwölf ist... die Angst kann dir eigentlich niemand nehmen. Aber wenn man zurück guckt, ist es ein wirklich schöner Tag.

Autorin:

Nach dem feierlichen Akt in der Synagoge gab es ein großes Familienfest – mit schönen Kleidern, Geschenken, gutem Essen und viel Erzählen mit allen Freunden und Verwandten. In orthodoxen Gemeinden kann es auch vorkommen, dass das junge Mädchen nur zu Hause feiert. Denn nach orthodoxem Verständnis ist das Haus und die Kindererziehung die Aufgabe der Frau, das Torastudium und der Aufruf zur Toralesung in der Synagoge die des Mannes.

Sofya hat sich schon mit 12 bewusst für das liberale Judentum entschieden, weil sie auch in der Synagoge gleichberechtigt sein will. Gleichberechtigung heißt in diesem Fall: mitzählen. Zehn jüdische Männer sind im orthodoxen Judentum nötig, damit ein Gottesdienst stattfinden kann.

Dieses Quorum nennt sich Minjan. Wie viele Frauen anwesend sind, ist im orthodoxen Judentum gleichgültig. Im liberalen Judentum zählen Frauen und Männer zum Minjan. Dass ihr das viel bedeuten wird, ist der Abiturientin auch durch die Vorbereitung auf die Bat Mitzwa klar geworden

O-Ton Sofya Mulik:

Diese Vorbereitung hat mir auch sehr geholfen, mich überhaupt damit auseinanderzusetzen, was jüdisch sein für mich bedeutet, auch wenn ich damals zwölf war und sich seitdem vieles verändert hat. Aber das war so mein erster Schritt... eine jüdische Frau als selbstständige Frau. Weil so eine Erfahrung hat im Judentum manchmal nicht so viel Bedeutung, vor allem bei strengen Strömungen. Das ist so einer der Schritte, wo man wirklich sich selber zeigen kann und was das Judentum und das ganze Volk bedeutet.

Autorin:

Sofya bedeutet ihr Jüdischsein sehr viel, sie engagiert sich in der Jugendarbeit, versucht weitgehend koscher zu essen, den Schabbat zu halten, die Synagoge zu besuchen. Nur in ihrem Verständnis von der religiösen Rolle der jüdischen Frau unterscheidet sie sich wesentlich von orthodoxen Jüdinnen wie Jana Roth

O-Ton Jana Roth:

Da ist halt die Frage: was ist einem persönlich wichtig? Nicht: Wie wichtig ist es mir, dass ich jetzt da unten bei den Männern stehe und irgendeine Tora-Vorlesung halten darf? Oder ist mir was anderes wichtig? Und für mich funktioniert das so gut. Nichtsdestotrotz gibt es auch Gottesdienste, die theoretisch nur von Frauen gemacht werden können. Selbst in religiösen Kreisen, sind halt nur keine Männer dabei. Und dann könnten die theoretisch auch viele Dinge machen. Das ist halt nur wichtig, dass man eben diese Mischung teilweise einfach nicht hat. Und ich weiß nicht, ob das wirklich alles eine Unterdrückung ist, sowie das immer dargestellt wird. Also ich persönlich empfinde es einfach nicht so. Und ich sehe es auch nicht wirklich. Das sind wahrscheinlich alte Klischees, alte Wertevorstellungen, die doch sehr, sehr verhaftet sind.

Autorin:

Anat Goldberg, die säkular-jüdisch lebt, kann mit der Geschlechtertrennung in der Synagoge nichts anfangen. Auch die Rollentrennung zwischen der Frau, die für Haus und Erziehung zuständig ist und dem Mann, der sich der religiösen Lehre und ihrem Studium widmet, scheint ihr heute nicht mehr schlüssig.

O-Ton Anat Goldberg:

Dem kann ich nichts abgewinnen, dafür bin ich zu feministisch, als dass ich denke, dass Frauen sich durch Religion einschränken lassen sollten. Ich bin mir manchmal auch nicht ganz sicher, ob es tatsächlich von der Religion an sich so vorgesehen ist, oder ob es nur so interpretiert worden ist.

Autorin:

Trennen muss die unterschiedliche religiöse Praxis die jüdischen Frauen aber nicht. Anat Goldberg möchte auf keinen Fall orthodoxe Frauen kritisieren

O-Ton Anat Goldberg:

Also kritisieren, finde ich schwierig, weil ich denke, es kann ja jeder leben, wie er möchte, solange er die anderen genauso respektiert. Das erwarte ich halt. Genauso wie ich ja jeden so akzeptiere und respektiere.

Natürlich entspricht dieses orthodoxe Bild nicht mir als moderne oder gleichberechtigte Frau.

Autorin:

Die Toleranz für die unterschiedlichen Lebensweisen hat auch die Choreografin Reut Shemesh bei ihrer Recherche mit orthodoxen Frauen erlebt

O-Ton Reut Shemesh:

Du hast natürlich auch viele Frauen. Die sind Jüdinnen und stehen auch dahinter. Sie sind nicht orthodox, aber sie haben Respekt zu diesem Art und Weise von Leben. Und sie fühle sich auch als Jüdin und sie teilen ihre Identität hier, auch stolz.